

**RINGLEIN, RINGLEIN
DU MUSST WANDERN
VON DER EINEN HAND
ZUR ANDERN**

DEUTSCHES KINDERLIED

Katrin Jacob

**RINGLEIN,
RINGLEIN**

DER ZWEITE FALL FÜR CHARLOTTE SCHWAB

Buchverlag Peter Hellmund

DIE AUTORIN

Katrin Jacob lebt seit vierzehn Jahren in Augsburg und hat die ehemalige Textilmetropole lieben gelernt. Die studierte Journalistin arbeitete in der Fernsehunterhaltung sowie im Verlags- und Onlinejournalismus bevor sie ihrer Leidenschaft für das Schreiben von Krimis freien Lauf ließ. Die Autorin gehört zu den »Mörderischen Schwestern«.

DAS BUCH

Weihnachten – das Fest der Liebe und Geborgenheit. Schon von Kindesbeinen an liebt Charlotte Schwab, Augsburger Lokalreporterin, Mutter eines Teenagers und neuerdings auch Detektivin, die Adventszeit. Nur irgendwie will diesmal keine rechte Freude aufkommen, und das, obwohl sich eine dicke Schneedecke über die Stadt gelegt hat. Der Dauerclinch mit ihrer Tochter Tara erreicht unbekannte Sphären. Doch damit nicht genug: Auf einer Party erscheint die Theaterdiva Vera Schneider mit einem Platinring am Finger, in dessen Fassung eindeutig der millionenschwere Krupp-Diamant thront! Michael Sechser, Staatsanwalt und Liebesgefährte von Charlotte, glänzt derweil durch Abwesenheit. Er befindet sich auf der Jagd nach einer Diebesbande, die die Augsburger Juweliere in Angst und Schrecken versetzt. Zu allem Übel verliebt sich Tara in einen Jungen, der eindeutig etwas verbirgt. Vera wird niedergestochen. Charlotte wird arbeitslos, kommt zudem Michael beruflich in die Quere und wird selbst überfallen. Am Ende verliert jemand sein Leben, und dann ist da auch noch die Handvoll Rohdiamanten, die Tara gewinnbringend verkaufen will, um alle Probleme ein für alle Mal zu lösen.

Das in diesem Buch entworfene Szenario und die handelnden Personen sind frei erfunden. Die im Buch erwähnte Diebesbande, von Interpol „Pink Panther“ getauft, existiert jedoch und wird von den zuständigen Behörden weltweit gejagt. Die Sportart Parkour erfreut sich auch in Augsburg wachsender Beliebtheit.

Manhattan NYC, Dec. 13th

Diamond District

verschlüsselte Nachrichtenleitung

+++ Auftrag ausgeführt +++ Zahlung auf Island Bank
bestätigt +++ Krupp-Diamant liegt Frachtladung
Rohdiamanten bei +++ Übergabeort Augsburg City,
Germany +++

Domviertel, Augsburg, 17. Dezember
Juwelier Aurumer, Hintereingang

Ding ... ding ... ding. Der Schlag der Uhr des Perlachturms, mehrere hundert Meter entfernt, war deutlich zu hören. In einer so klaren und kalten Nacht trug der Schall außergewöhnlich weit. Auch durch Häuserfronten.

Entspannt, aber voll konzentriert öffnete Stefan Braun den kleinen silbermetallinen Koffer, der zu seinen Füßen lag. Sein Blick glitt über das Equipment, das er für seine Arbeit brauchte: Smartphone, ein kleines Gewehr mit Stickstoffkartuschen, einen Hammer, eine Zange mit langen Backen sowie diverse Feilen und Federn. Im Deckel klemmten ein altmodischer Notizblock neben einem Bleistift Härtegrad 2 sowie ein Kästchen mit silbergrauem Lid-schatten.

Er nahm das iPhone und verband es mit einem dazugehörigen Flachbandkabel. Das andere Ende des regenbogenfarbenen Kabels steckte er in die passende Buchse des Sicherungskastens, der außen neben der Hintertür des Juweliergeschäfts angebracht war.

Was eigentlich dazu dienen sollte, Wartungsfirmen die Arbeit zu erleichtern, half auch gewieften Einbrechern, den Nummerncode zu umgehen. Dafür reichte eine entsprechende Hackersoftware, als App auf dem Smartphone abgelegt.

Die Tür sprang einen Spalt weit auf.

Stefan zupfte seine Teflonhandschuhe zurecht und betrat den schmalen Flur im hinteren Teil des Ladens. Er nahm seinen Koffer in die Hand, zog die Tür hinter sich zu und lief ohne zu zögern in Richtung Verkaufsraum, der im matten Schein der Straßenlaternen lag. Bevor er ihn erreicht hatte, wendete sich Stefan nach rechts und öffnete die Tür zu einem fensterlosen Raum.

Das alles geschah innerhalb weniger Sekunden.

Bei seiner ersten Visite des Geschäfts hatte er sich die Wege genau eingeprägt. Selbst mit geschlossenen Augen hätte er sich hier zurechtgefunden. Er brauchte lediglich die Schritte zu zählen.

Wie jeder gute Dieb hatte er in den vergangenen Wochen das Geschäft gründlich unter die Lupe genommen. Mal in seiner Funktion als Sicherheitsinspektor der Versicherungsfirma, der die Anlagen überprüfen musste, und das andere Mal als Kunde, der einen Verlobungsring für seine Freundin anfertigen lassen wollte.

Seine schwarze Kleidung inklusive des Kaschmirkapuzenpullovers, der seinen blonden Schopf bedeckte, machte ihn im Schatten unsichtbar. In den Anfangsjahren seiner Laufbahn als Dieb musste er auf die harte Tour lernen, wie wichtig die exakte Vorbereitung eines Jobs war. Und er hatte gelernt!

Stefan betrat den Raum, der die Ausmaße einer Abstellkammer hatte, schloss die Tür und hielt einen Moment lang inne. Ein Blick auf die alte Schaffhausen-Armbanduhr seines Großvaters und er wusste, dass die Jungs mittlerweile ihren Posten bezogen hatten.

Er stellte den Koffer ab, nahm eine Rolle Klebeband und machte sich daran, den Spalt zwischen Tür und Rah-

men abzudecken. Erst jetzt schaltete er das Licht ein. Ein metallisches Brummen ertönte über seinem Kopf und innerhalb von Sekunden war der Raum in Neonlicht getaucht.

Stefan befand sich nun im Herzstück des Juweliergeschäfts: Hier kamen nur Personen hinein, die das Rohmaterial zu Ringen, Broschen, Ketten, Colliers oder Diademen schliffen, bogen und formten. Personen, die vor allem eines waren: loyal, integer und absolut verschwiegen.

Hier hingen keine Kameras. Die Luft wurde durch ein spezielles Filtersystem gereinigt und immer auf einer konstanten Temperatur von 21 Grad gehalten.

Stefan klatschte in die Hände und betrachtete den Safe etwas genauer. Er war mit einem elektronischen Schloss gesichert, ähnlich dem, das er schon am Hintereingang geknackt hatte. Dazu kam allerdings noch eine Sicherung durch einen Fingerabdruckscanner.

Ein Problem? Nicht für ihn!

Erneut öffnete Stefan den Koffer und entnahm ihm das Kästchen mit dem Lidschatten, eine Rolle Tesafilm und eine Fingeratrappe aus Latex.

Die meisten Menschen dachten, mit einem Sicherheitssystem, das auf Fingerabdrücke spezialisiert ist, wären sie rundum geschützt. Vor allem wenn dieser Teil nur die Absicherung der Absicherung ist. Im Prinzip war dem auch so, nur leider – oder sollte er sagen: zum Glück für einen cleveren Dieb – wurden die meisten Menschen kritiklos gegenüber Technik und sie gingen lax damit um.

Ein Umstand, den er auch hier wieder auszunutzen gedachte. Denn wo hinterließen diese Menschen garantiert einen Fingerabdruck, noch dazu den passenden?

Genau, auf dem Feld des Scanners, den sie nach der Nutzung meist nicht abwischten, auch wenn sie es sonst überall taten.

Stefan nahm den Lidschatten, lockerte das Pulver mit dem dazugehörigen Schwämmchen auf und stäubte das Scannerfeld ein. Danach pustete er vorsichtig die überflüssigen Krümel beiseite und – voilà – vor ihm erschien der perfekte Abdruck.

Er löste ihn mit einem Abschnitt Tesafilm und pappte den Abdruck auf die Fingeratrappe. Jetzt musste er nur noch das Scannerfeld säubern und – der Safe öffnete sich.

Die fünf Fächer des Tresors waren angefüllt mit Diamanten, die ihn in den unterschiedlichsten Phasen der Verarbeitung anfunkteten. Aber diese rührte er nicht an.

Ohne Zögern griff er nach den Steinen, die aussahen, als wären sie gerade vom Mond gefallen: unförmig, mit Minikratern durchzogen und vollständig mit einer festen Erdschicht bedeckt. Es gehört schon eine Menge Phantasie dazu, in ihnen die Schmuckstücke zu sehen, für die manche Menschen mordeten.

Er ließ die Steine in vier kleine Stoffbeutel gleiten und verstaute sie im Koffer.

Gerade als er die Safetür wieder schließen wollte, fiel sein Blick auf eine kleine schwarze Schachtel in der hinteren Ecke.

Auch später noch konnte er sich nicht erklären, was ihn dazu getrieben hatte, die Schachtel zu öffnen.

Eine Eingebung? Eine Magenverstimmung? Der unwiderstehliche Drang, dem Tod ins Gesicht zu sehen?

Wie dem auch sei. Er tat etwas, was er sich immer geschworen hatte, niemals zu tun: Er wich von seinem Plan ab.

Erneut kniete sich Stefan vor den Safe, griff hinein und hielt das schwarze Kästchen unschlüssig vor seine Nase. Der silberne Stift an der Vorderseite übte eine magnetische Anziehungskraft auf ihn aus, und wie von selbst berührte sein Daumen die Stelle. Der Deckel sprang auf und enthüllte eine unbezahlbare Kostbarkeit. Stefan erkannte den Diamantring sofort. An ihm und den ihn tragenden Frauen hatte sich schon so mancher Mann die Finger verbrannt.

Doch auch ihm gelang es nicht, sich dem funkelnden Zauber dieser auf die Erde getropften Träne der Götter zu entziehen. Dieser Stein war von einer überirdischen Klarheit, wie es auf der Welt keine zweite gab. Noch ein Grund mehr, sich nicht auf dieses edle Stück einzulassen.

Gerade wollte Stefan den Ring wieder zurückstellen, als er ein kratzendes Geräusch hörte. Es kam aus dem Verkaufsraum.

Kopflös sprang er auf, klappte den Koffer mitsamt dem schwarzen Kästchen zu, löschte das Licht und riss die Tür zum Flur auf.

Ohne zu zögern, rammte er dem Mann, der plötzlich vor ihm stand, den Koffer in die Magengrube und rannte zur Tür am Hinterausgang, die nur angelehnt war. Verdammte, habe ich die Tür etwa nicht richtig geschlossen?, überlegte er.

Wenn dem so war, dann hatte er den heimlichen Alarm ausgelöst und die Polizei war mit Sicherheit schon auf dem Weg.

Stefan hörte ein Stöhnen näher kommen. Er warf den Koffer über eine kleine Mauer, vergrub die schwarze Schachtel in der Bauchtasche seines Kapuzenpullis und kletterte dem Koffer hinterher.

Er landete in einem handtuchbreiten Durchgang, in dem bereits vier junge Männern ungeduldig auf ihn warteten. Ohne Zögern griff sich jeder von ihnen einen Samtbeutel und steckte ihn ein. Alle vier verschwanden lautlos in alle Himmelsrichtungen.

Nur Sekunden später erzitterte die Nachtluft von farbigen Lichtblitzen und vom Sirenengeheul der Polizeiwagen.

Stefan schob seine Kapuze in den Nacken, zog eine leichte Daunenjacke über, die er hier vorsichtshalber unter einem Haufen Holzkisten versteckt hatte, und verstaute seinen Metallkoffer in einem Aktenkoffer, der ein paar Zentimeter größer war. Dann straffte er den Rücken und betrat die Straße vor dem Juweliergeschäft Aurumer.

Völlig außer Atem lief ihm der Besitzer aus dem Vordereingang entgegen und begrüßte ihn als den Versicherungsangestellten, für den sich Stefan bei ihrem ersten Treffen ausgegeben hatte.

EINS

»ICH HASSE DICH! Du weißt überhaupt nicht, was ich brauche. Ich bin alt genug, um über mein eigenes Leben zu bestimmen!«

»Du bist 15!« Wenn ich noch einmal das Wort *ich* hörte, würde ich, Charlotte Schwab, Augsburger Lokalreporterin, Mutter und Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs, für nichts mehr garantieren! Jede Richterin der Welt, die ebenfalls alleinerziehende Mutter eines Teenagers war, würde mich von jedweder Tat freisprechen.

»F-ü-n-f-z-e-h-n – ein – halb! Du kannst mich nicht kontrollieren.«

»Ich will dich nicht kontrollieren, aber du bist immer noch meine Tochter, und ich allein habe die Verantwortung für dich. Du hast dein eigenes Zimmer, und das ist mehr, als manch anderes Kind hat.«

»Ach, jetzt hör auf! Ich bin nicht jedes andere Kind. Ich bin ich, und ich bin kein Kind mehr. Ich kann für mich allein sorgen.«

»Ha! Ich glaub's ja nicht. Wer verdient denn das ganze Geld? Wer geht denn immer einkaufen, wer putzt das Haus? Die Wohnung würde innerhalb einer Woche im Müll versinken!« Ich wusste, dass ich ungerecht wurde, aber nach einer Stunde Streit lagen meine Nerven blank und mir gingen die Argumente aus. Die Wahrheit, warum

ich sie nicht in die Wohnung unter dem Dach ziehen lassen konnte, wollte ich ihr einfach nicht sagen.

»Aber ich kann ja noch nicht einmal Freunde einladen. Du schleichst doch dann ständig im Haus herum. Da oben hätte ich wenigstens meine Ruhe!«

»Jetzt werd mal nicht ungerecht, junge Dame! Ich arbeite nun mal die meiste Zeit daheim. Und wenn du Freunde dahast, dann ziehe ich mich ins Büro zurück und lasse euch in Ruhe. Außerdem willst du doch nur bis in die Nacht auf Facebook chatten. Weiß ich, was du da alles treibst?«

»Siehst du – siehst du, du willst mich doch kontrollieren. Du vertraust mir nicht!«

Ich hob die rechte Hand, mit Zeige- und Mittelfinger ein V-Zeichen bildend und wusste nicht einmal, ob diese Generation das Symbol für Frieden überhaupt noch kannte. »Ich vertraue dir, mein Schatz, aber ich traue den Typen, die du dort triffst, nicht.«

»Herrgott noch mal. Wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich nur mit Leuten chatte, die ich auch im wirklichen Leben kenne? Und wenn es nachts etwas später wird, dann nur, weil Lukas in kalifornischer Zeit festhängt. Da geht's einfach nicht anders. Wenn ich oben wohnen würde, dann könnten wir uns auch mal aus dem Weg gehen! Dann stören wir uns nicht ständig.«

Jetzt reichte es mir aber wirklich. »Entschuldige, dass ich geboren worden bin!«, rief ich und warf meine Arme in die Luft.

»Ach Mum, so hab ich es doch gar nicht gemeint. Ich will doch nur ...« Weil auch ihr die Worte ausgingen, ließ Tara nun einfach die Schultern hängen. Sie wusste wohl selbst nicht, was sie meinte.

Und ich, ihre Mutter in der mittleren Lebensphase, schlug rhythmisch mit dem Kopf auf die Tischkante: pock, pock, pock. Diesen Schmerz ertrug ich eher als den Streit.

Man hatte mich vor der Pubertät meiner Tochter gewarnt. Eigentlich dachte ich, immer gut gewappnet zu sein, aber nun merkte ich, dass ich nicht die geringste Ahnung hatte, was da auf mich zurollte.

Wie konnte meine Freundin Sara mir das antun?

War ein wenig Dankbarkeit zu viel verlangt, nachdem Tara und ich ihr vor einiger Zeit das Leben und ihre Karriere als Modedesignerin gerettet hatten?*

Jedenfalls stießen wir in dieser Zeit auf die Spur eines alten Freundes von Sara: Lowry. Da alte Liebe auch heutzutage nur selten rostet, fanden die beiden wieder schnell zueinander. Und genau dieser Umstand wurde nun zu einem riesigen Problem für mich, denn Sara war vor zwei Wochen aus der Einliegerwohnung unter dem Dach unseres gemeinsamen Hauses aus- und bei Lowry eingezogen.

Nicht nur, dass Tara mir jetzt ständig damit in den Ohren lag, dort einziehen zu wollen. Ich hatte auch nicht die geringste Ahnung, wie ich Sara auszahlen sollte.

Meine Stirn lag auf der Tischplatte und kühlte langsam ab.

Tara, wieder zu Atem gekommen, startete einen neuen Angriff. Diesmal versuchte sie mich mit einer vernünftigen Argumentation zu ködern: »Sieh mal. Ich bin da ja nicht mal richtig aus dem Haus. Ich wohne quasi noch bei dir, denn ich hab ja noch nicht einmal einen eigenen Eingang. Ich muss immer bei dir durch den Hausflur. Du kannst mich also jederzeit überwachen.«

»Ist das denn jetzt nötig?«, brummte ich eher scherzhaft

*In »Versteckt und zugenäht«, dem ersten Fall von Charlotte Schwab.

in die Tischplatte. Doch Tara ignorierte meinen Kommentar.

»Außerdem blockiere ich nicht ständig das Bad, du kannst es dann jederzeit für dich nutzen. Klingt doch himmlisch, oder!?!«

»Ähä.«

»Gut, eine Küche habe ich oben nicht, aber ich denke, es wäre ja nett von mir, wenn ich dich noch ein wenig bekoche.«

Das war nicht ironisch gemeint!

Ich hatte kein Händchen für den Herd und auch nicht fürs Backen. Von mir hatte meine Tochter ihr Talent nicht geerbt. Das kam von ihrer väterlichen Seite. Einer Seite, die sie bisher nicht kennengelernt hatte und von der ich hoffte, dass es bis an ihr Lebensende auch so bleiben würde. Oder wenigstens bis zu meinem.

Taras Stimme sank auf Flüsterton ab. »Und wenn ich in der Wohnung bin, dann liegt mein Schlafzimmer nicht mehr direkt neben deinem.«

Ich schaute auf und sah sie an.

»Na ja«, druckste sie rum. Jetzt wurde es ihr wohl ein wenig mulmig zumute, doch sie sagte es trotzdem: »Du könntest Michael endlich mal hier über Nacht bleiben lassen.«

Mein Blick saugte sich an ihrem Gesicht fest. Ich sah, wie es ihr ein wenig entglitt, denn sie wusste, dass sie zu weit gegangen war.

»Entschuldige«, stammelte sie, nachdem ich sekundenlang nichts gesagt hatte.

»Ich ...«

Mit erhobener Hand stoppte ich einen weiteren hilflos-

sen Versuch meiner Tochter, sich bei mir zu entschuldigen.

»Ich bin dir nicht böse«, antwortete ich leise, nun fest entschlossen, meiner Tochter die Wahrheit zu sagen. »Es geht nicht darum, dass ich dich nicht oben wohnen lassen will. Es geht leider ums Geld!«

»Ich könnte einen Job annehmen, Zeitungen austragen oder so was.« Tara setzte sich zu mir an den Tisch. Ihr Vorschlag kam einer Entschuldigung gleich und ich nahm sie nickend an.

»Das reicht leider nicht. Sieh mal, Sara ist hier nicht einfach mit eingezogen, sie hat sich am Kauf des Hauses beteiligt. Und jetzt, wo sie bei Lowry eingezogen ist, muss, nein, will ich sie auszahlen. Es wäre natürlich einfacher, wenn sie mir etwas mehr Zeit gelassen hätte, aber ...«

»Die zwei lieben sich, Mum. Ich kann verstehen, dass sie so schnell wie möglich zu ihm gezogen ist. Gönn es ihnen doch einfach!«

»Das tue ich ja«, schimpfte ich. Ich hatte wirklich keine Lust auf eine neue Runde Streit und Tara schwieg, obwohl es ihr mit Sicherheit schwerfiel. »Aber das löst nicht unser Problem, dass Sara die Summe von 84.432 Euro von mir für die Wohnung bekommt.«

Tara zog hörbar die Luft ein. Damit hatte sie nicht gerechnet. Damit hatte sie auch nicht rechnen können. Und eigentlich sollte sie davon auch gar nichts wissen. Ich war schließlich die Mutter und sie die Tochter. Ich sollte eigentlich alles im Griff haben, und sie sollte einfach nur ihr Leben leben.

»Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Weil es nicht dein Problem ist. Außerdem bist du noch zu jung ...«

»Familie, Mum!«, unterbrach mich meine Tochter. »Schon mal was davon gehört? Nicht alle deine Probleme sind auch meine, aber wenn es die Familie betrifft, dann schon. Ich suche mir einen Job! Dann brauchst du mir kein Taschengeld mehr zu zahlen und kannst das Geld Sara geben.«

Ich wollte etwas einwenden, aber Tara redete einfach weiter und erstickte meinen Einwand.

»Die Wohnung sollten wir vermieten unter der Bedingung, dass wir einen separaten Eingang bauen. Vielleicht kann man eine Außentreppe im Hof anbringen. Ich hab nämlich keine Lust, einem Fremden zu begegnen, wenn ich nur mit einem Handtuch bekleidet aus dem Bad komme!«

Ihr helles Lachen drang mir aus dem Flur entgegen. »Ich geh in mein Zimmer und nehme den Laptop mit. Mal sehen, ob ich online einen passenden Job finde, und wenn ich schon mal dabei bin, setze ich gleich eine Anzeige ins Netz. Die Wohnung kriegen wir schneller vermietet als Lord Nelson sein Futter herunterschlingt.«

Etwas bedröppelt blieb ich zurück und starrte ihr hinterher. Ihre Stimmungsumschwünge waren erstaunlich, doch noch erstaunlicher waren ihre Ideen, die immer irgendwie Hand und Fuß hatten. Während ich jedes Mal tagelang grübelte, setzte sie die Dinge einfach in die Tat um. Mit den Konsequenzen konnte man sich dann beschäftigen, wenn sie eintraten.

Mein vom Streit ausgedörrter Mund schrie nach einem Glas Wasser. Ich stand auf, nahm einen Becher aus dem Hängeschrank über der Spüle, füllte ihn mit Leitungswasser und nahm einen tiefen Schluck.

Lord Nelson, unser roter Kater, streifte herein und lief zielsicher auf meine Beine zu. Ich befand mich in Reichweite des Kühlschranks und das war für ihn immer eine aussichtsreiche Position, um Futter zu erbetteln.

»Hallo, mein Schatz, wo hast du dich denn wieder rumgetrieben?« Ich nahm ihn auf den Arm und kuschelte meine Nase in sein Schulterblatt. Das mochte er nur bedingt. Aber da er etwas von mir wollte, erduldet er diese Liebesbekundung. Darin waren sich der Kater und meine Tochter sehr ähnlich.

»Tara ist schon wieder ausgeflippt und du hast mal wieder den Schwanz eingekniffen und bist abgehauen, hä!«

Lord Nelson maunzte zur Bestätigung. Oder wollte er mich antreiben, schneller seinen Napf zu füllen?

»Schon gut, ich bin dir nicht böse. Wenn ich du wäre, dann hätte ich mich auch verdünnsiert. Du hast ja schließlich die empfindlichsten Öhrchen der Welt.« Ich streichelte sein Köpfchen, das er noch tiefer in seinem Napf versenkte, setzte mich wieder an den Tisch und starrte Löcher in die Luft. Gedankenverloren drehte ich den Becher in meinen Händen und hörte meinem Kater beim Schmatzen zu.

Von oben hörte ich kein Geräusch. Wahrscheinlich skypte Tara wieder mit Lukas, um sich mit ihm zu beraten. Er fehlte ihr, und er fehlte mir. Auch wenn ich es nie zugeben würde, er war wie ein Puffer zwischen mir und meiner Tochter. Obwohl wir die meiste Zeit gut miteinander klar kamen, gab es immer mehr Momente, in denen ich lieber Pfefferkörner kauen würde, als mit Tara unter einem Dach zu leben. Das Schlimme war nur, dass Tara wahrscheinlich das gleiche Gefühl hatte. Überleben war die Devise für uns beide.

Ich zog die Tageszeitung zu mir heran und blätterte lustlos darin herum. Die Schlagzeilen flogen an mir vorbei, blieben aber nicht hängen. Korruptionsskandale waren an der Tagesordnung und brachten mich kaum noch aus der Fassung. Durchhalteparolen, von der Realität vor der Tür eingeholt, zogen nicht mehr, und trotzdem hörten und lassen wir sie haufenweise. Ich faltete die Zeitung zusammen, stand auf und warf sie in eine Kiste unter der Spüle, deren Inhalt einmal in der Woche in die Papiertonne vor der Haustür wanderte. Als ich die Tür schloss, blieb mein Blick kurz an einer Überschrift hängen.

»Schau an«, sagte ich zu Lord Nelson. »Die haben in Wuppertal einen Juwelier überfallen. Banken lohnen sich eben nicht mehr, seitdem sie auch kein Geld mehr haben.« Ich seufzte und sang leise Marilyn Monroes berühmtes Lied »Diamonds are a girl's best friend«.

Lord Nelson hob sein rotes Köpfchen und schaute mich missbilligend an. »Ist ja schon gut«, wehrte ich ab. »Ich weiß, ich soll zum Singen in den Keller gehen. Oder störst du dich daran, dass ich kein Girl mehr bin?«

Unsere uralte Wanduhr im Wohnzimmer schlug fünf Mal. Draußen schalteten sich die Straßenlaternen ein. Ihr Licht strahlte in die dunkle Küche. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie die Sonne untergegangen war!

Lord Nelson hatte es sich auf seinem Stuhl gemütlich gemacht.

»Mum!« Tara rief nach mir. »Bist du schon im Bad?«

»Nein, ich bin in der Küche, wieso?« Ich stellte meinen benutzten Becher in die Spüle.

»Hast du nicht einen Auftrag? Du musst doch heute Abend auf diese Party!«

»Party?«

Oh mein Gott. Das hatte ich ja völlig vergessen!

Vera Schneider, eine bekannte Schauspielerin, feierte ihr letzte große Theaterpremiere und hatte ausgerechnet mich dazu eingeladen! Dabei war ich der Frau noch nie in meinem Leben persönlich begegnet. Ja gut, ab und zu hatte ich sie mal in einem Kinofilm oder im Fernsehen erlebt, aber ich hatte nicht die leiseste Ahnung, warum sie mich kennenlernen wollte.

Die Veranstaltung heute Abend war ihre Abschiedsvorstellung mit anschließender Party im Theater.

Mit Ende 50 – nach den wenigen Fotos, die ich online fand, nahm ich an, dass sie ungefähr so alt war – wurden die wirklich guten Rollen immer weniger. Zumal sie nicht die einzige Schauspielerin in dieser Altersgruppe war. Die traurige Wahrheit: Je älter eine Frau wurde, desto größer wurde die Konkurrenz, weil die Angebote abnahmen. Ein Phänomen, das nicht nur ihren Berufsstand betraf.

»Wo liegt die Einladung? Ich weiß gar nicht mehr, wann das anfängt.«

Kopflös rannte ich in den Flur und durchwühlte den kleinen Weidenkorb, der auf dem Sideboard stand. Tara kam zu mir und suchte in den Schubladen nach der goldgeprägten Karte, auf der alle wichtigen Daten verzeichnet waren.

»Hab sie«, wedelte Tara mit dem hochwertigen Karton vor meiner Nase herum und grinste.

»Gib her!« Ich griff danach, doch Tara zog die Karte aus meiner Reichweite.

»Was krieg ich dafür?«

»Willst du ne Kopfnuss?«

Meine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern.

»Ups, nein. Ich glaube, wir haben ein Problem!«

»Was?«, drängte ich.

»Hier steht, dass du zur Theatervorstellung und zu der anschließenden Party eingeladen bist. Und das Stück beginnt schon um halb acht!«

»Halb acht? Da hab ich ja nur noch eine gute Stunde!«

»Und auch nur, wenn du nicht mit dem Auto fährst. Beim Theater findest du nie einen Parkplatz.«

»Dann nehme ich ein Taxi.« Ich griff mein Handy und wollte gerade nach der Telefonnummer des Unternehmens suchen, als eine SMS eintrudelte.

»Verspäte mich. Bin im Büro. Treffe dich auf der Party! Kuss Michael.«

Schnell wollte ich eine Antwort tippen, da riss mir Tara mein Handy aus der Hand. »Keine Zeit. Du gehst ins Bad und machst dich fertig. Zieh das blaue Hemdkleid an, das steht dir so gut, und dazu passt die silberne Halskette, die ich dir zum Geburtstag geschenkt hab.«

Ich machte mich auf den Weg. Tara lief in ihr Zimmer und instruierte mich weiter. »Zieh die schwarzen Schafstiefel an und den schwarzen Wollmantel. Damit kannst du nichts falsch machen.«

»Den schwarzen Wollmantel? Der ist voller Katzenhaare!«, rief ich durch die geschlossene Badezimmertür, mit einem Bein in der Dusche.

»Wieso ist der voller Katzenhaare?«

Ich stellte das Wasser an. Vielleicht konnte ich so einer peinlichen Antwort entgehen.

Doch die Badezimmertür öffnete sich quietschend. Ich flutschte unter die Dusche. »MUM!«

»Ach, na ja. Ich hab ihn letztens nur über den Sessel im Wohnzimmer geworfen, und als ich ihn weghängen wollte, hatte sich Nelson schon drin eingenistet«, blubberte ich entschuldigend.

»Grrr. Okay. Ichbürste ihn ab.«

»Danke«, schrie ich meiner Tochter hinterher und fing an zu wirbeln.

Dabei hasste ich nichts mehr als hetzen zu müssen.